

# Für die Jugend.

## Das Pulver von Bunker Hill.

Alle Leser werden wohl von dem Geseht von Bunker Hill gehört und vielleicht gelernt haben, daß die Patrioten hauptsächlich aus Mangel an Munition dieselbe verloren. — Die englische Regierung hatte nämlich die Herstellung von Pulver, Kugeln und sonstigem Kriegsbedarf in den amerikanischen Colonien auf jede Weise verhindert, und die Beschaffung von Munition war im Beginn des Unabhängigkeits-Krieges oft sehr schwer für die müthigen Patrioten. Häufig mußten sich die Amerikaner auf tühne und gefährliche Weise in Besitz ihrer Munition setzen, und die Berichte, die wir darüber haben, sind meistens sehr interessant. So war auch ein Theil des Pulvers, welches die Patrioten bei Bunker Hill benutzten, ursprünglich für die Engländer bestimmt gewesen, um gegen die Rebellen gebraucht zu werden. Ich will euch, meine jungen Freunde, nun hier erzählen, wie das Pulver in die Hände der Amerikaner gelangte.

Neben der Hafenstadt Nye, in New Hampshire, liegt das Städtchen New-castle. Dort befand sich zur Zeit der Revolution ein ziemlich starkes Fort, genannt „Fort William und Mary.“ Jetzt steht dort das „Fort Constitution.“ — Die Befestigung des Fort William bestand nur aus einem Offizier und fünf Gemeinen.

Das war allerdings eine recht schwache Befestigung, aber die Engländer nahmen an, daß im Falle von Gefahr die Freunde des Königs Georg die Garnison genügend verstärken würden, selbst wenn der englische Gouverneur Wentworth nicht Zeit haben sollte, mit der Miliz zu Hilfe zu eilen. Außerdem war ja General Gage mit englischen Truppen in Boston, und eine Flotte lag daselbst im Hafen.

Wer sollte es daher wohl wagen, das Eigenthum des Königs oder seine Diener anzugreifen? Das wäre Verath gewesen, und wer hätte wohl an so etwas denken sollen?

Wielleicht dachte auch damals selbst keiner der besten Patrioten daran, bis eines Abends der tühne Paul Revere aus Boston in die Stadt sprenge. Die Nachrichten, die er brachte, waren für die Amerikaner höchst beunruhigend. Ein Befehl des Königs von England war eingelaufen, welcher bestimmte, daß das Pulver und Blei in sämtlichen Colonien sofort confiscirt werden sollte. Dadurch sollten die Patrioten gänzlich geschwächt und hilflos gemacht werden. — Aber die braven Männer verloren ihren Muth nicht. — Noch an demselben Abend besuchte Hauptmann Thomas Padering seinen Freund, den Major Langdon. Nachdem beide längere Zeit über die drohende Lage der Colonien gesprochen hatten, machte Hauptmann Padering den Vorschlag, man solle den Versuch machen, in Besitz der Munition auf dem englischen Fort zu gelangen, damit die Patrioten sich im Nothfall verteidigen könnten.

Langdon war mit diesem Vorschlag einverstanden. Am nächsten Tage theilten sie ihren Freunden ihren Entschluß mit und fanden bald genügend Theilnehmer für die gefährliche Expedition. Schon in der nächsten Nacht, — es war am 14. December 1774 — kurz vor Mitternacht, ruderte eine Anzahl Boote nach der Insel, auf welcher Fort William und Mary stand. Bald war dieselbe erreicht, und die Befestigung der Boote wartete durch das eilige Wasser an Land. — Hauptmann Padering, den Lebrigen voraus, übertrug die Befehle und entwarf die Schilde, welcher er unter Androhung des Todes Schweigen gebot. Darauf eilte Padering in die Wohnung des Officiers, dem er winkte und dem er erklärte, daß das Fort von den Amerikanern besetzt und er ein Gefangener sei. Sein Regen wurde ihm abgenommen und zwei Mann zu seiner Bewachung in seinem Zimmer zurückgelassen. Auch der Rest der Garnison wurde überrascht und entwaffnet, und dann begannen die Patrioten nach der Munition zu suchen. — Der tühne Handwerker war gelungen, und die tüpferen Männer sahen ihre Erwartungen erfüllt, denn sie fanden siebenundneunzig Fässer Pulver, die sie alle in ihren Booten mit sich nahmen. Das Pulver wurde den Piscataqua hinauf nach Durham geschafft, wo der größte Theil unter der Kanzel des „meeting house“ verborgen wurde.

Dies war sechs Monate vor dem Geseht von Bunker Hill. An demselben nahmen zwei Regimenter aus New Hampshire Theil. Das Pulver von Fort William fand da theilweise Verwendung, und wahrscheinlich haben auch noch andere Truppen, als die des „Granite State“ dieses Pulver gebraucht.

Zwei Monate später wurden die letzten zwanzig Fässer dieses Pulvers an die Arme in Cambridge geschickt, die denselben sehr bedurften.

General Sullivan schrieb an das Sicherheits-Comite in New Hampshire folgendes: „Als General Washington dies hörte, wurde er so niedergeschlagen, daß er eine halbe Stunde lang kein Wort sprach. Wir alle waren ebenso erschreckt. Ich muß euch auf das dringendste bitten uns sofort mit der größtmöglichen Eile die letzten zwanzig Fässer Pulver zu senden, sonst sind wir verloren, denn wenn die Engländer von unserem Mangel an Pulver hören, bevor wir frisches Pulver erhalten, so bedeutet dies die gänzliche Aufhebung unserer Arme.“ Das Comite sandte sofort das gewünschte Pulver, welches auch noch zur rechten Zeit bei der Arme Washingtons ankam.

## Der dumme Hans.

### Ein Märchen.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der jüngste von ihnen war der dümmste, hatte aber ein sehr gutes Herz. Einstens erließ der König des Landes den Befehl, man solle ihm ein Luftschiff bauen: derjenige, welcher das Luftschiff erbauen würde, sollte eine große Belohnung erhalten und der erste Mann im Königreiche nach ihm werden. Als der alte Bauer das hörte, sagte er zu seinen Söhnen: „Kinder, ihr habt Zimmermann gelernt, seht zu, daß ihr das Schiff fertig bekommt: gelingt es euch, so werden wir reich belohnt werden und können uns einen Edelmannshof kaufen.“ Der älteste Sohn beschloß, sich alsbald an die Arbeit zu machen. Da er für das Luftschiff erst Holz fällen mußte, so sah er voraus, daß die Arbeit einige Zeit dauern werde. Deshalb nahm er zu essen und zu trinken mit, als er sich in den Wald begab, um die Arbeit zu beginnen. Untermwegs begegnete ihm ein kleines, graues Weib, das fragte ihn, wohin er gehe. Der junge Bauer sagte: „Ich gehe in den Wald und will Holz fällen, um daraus ein Luftschiff zu bauen.“ Darauf begleitete ihn das kleine, graue Weib. Als beide an den Waldsaum gekommen waren, setzte sich der junge Bauer nieder und frühstückte. Das Weibchen sprach: „Gib mir auch etwas,“ aber der junge Bauer antwortete: „Selber essen macht fett; mag ein jeder sehen, wo er bleibt.“ Da sprach das Weibchen: „Du kannst arbeiten, so lange du willst, du wirst doch nur einen Schweinefäls fertig bringen.“ Nach diesen Worten war das Weibchen verschwunden. Der junge Bauer machte sich an die Arbeit, aber so viel er auch schaffte, am Abend hatte er weiter nichts zu Stande gebracht als einen Schweinefäls.

Den andern Tag ging der zweite Bruder denselben Weg nach dem Wald; auch zu ihm gesellte sich das Weibchen, setzte sich, als der junge Bauer frühstückte, zu ihm und sprach wie zu dem Ersten: „Nun, du wirst mir doch etwas von deinem Frühstück geben?“ Er aber antwortete: „Erst komme ich, dann kommen die anderen.“ Lachend sagte das Weibchen: „Dein Bruder hat den Stall gezim-mert, und du wirst den Trog dazu zimmern.“ Und richtig, der junge Bauer konnte es anfangen wie er wollte, als es Abend wurde, hatte er einen Trog gezim-mert.

Am dritten Tage ging der dritte Sohn, der dumme Hans, in den Wald. Auch zu ihm kam das Weibchen und sprach: „Na Hans, wohin gehst du denn schon so zeitig?“ „Mittlerchen,“ sprach er, „ich will in den Wald gehen, Holz fällen und daraus ein Luftschiff bauen.“ Aber erst,“ sagte er, „will ich essen und dann arbeiten.“ Darauf setzte er sich nieder, zog Brod und allerhand andere Lebensmittel hervor und sprach dann freundlich: „Mittlerchen, wenn Ihr mitessen wollt, so könnt Ihr es.“ Das Mittlerchen setzte sich zu ihm hin, und beide frühstückten. Als sie gegessen hatten, sprach das Mittlerchen zu ihm: „Hans, ehe die Sonne untergegangen ist, wird dein Luftschiff fertig sein.“ Darauf verschwand das Weibchen.

Und wirklich, bevor noch die Sonne untergegangen war, hatte Hans sein Luftschiff fertig, setzte sich hinein und fuhr damit durch die Luft dahin. Ueber dem Hause seiner Eltern hielt er still und schrieb hinunter, als er seine Brüder erblickte: „Jetzt geht es zum König.“ Die Brüder aber sprachen: „Na, Gott sei Dank, jetzt hat es doch mal einen Dummen gegliickt.“

## Sprüche.

Jugendinn und Jugendblüthe, Beide schön, doch sie vergehn! Edelinn und Herzengüte, Das sind Reize, die bestehn. Lesne du von Mutter Erde, Blüth'n und Welken ist voll Sinn: Daß zur Frucht die Blüthe werde, Darum stirbt ihr Schmutz dahin.

Der Heuchler Lob, der Thoren Schmähn Kann nicht erniedern, nicht erhöh'n. Genug sind' in der eignen Brust, Wer seines Werthes sich bemußt.

## Der Bruderkuß.

Ein Bild aus der Geschichte der friesischen Vergangenheit. Von Dr. Ludwig Oldenburg.

Der Landrücken, auf dem sich das Städtchen Jever aufgebaut hat, soll eine Düne aus jener Zeit sein, da die Wälder der Nordsee noch die ostfriesischen Marschen westlich der Jade überdeckten. Der friesishe Dynast, der dort seinen Herrschaftssitz einrichtete, hat von dieser geologischen Theorie sicherlich nichts geahnt, aber wenn er sie auch gekannt hätte, würde sie ihn bei der Wahl des Ortes nicht beeinflusst haben. Der Gipfel der Düne ist der höchste Punkt des Landes, und somit war es vor der Natur gegeben, daß er als Lugaus erloren würde. Aber dieser Lugaus dürfte nicht in fremde Hände fallen, und also wurden aus nordischen Fingern die Grundmauern einer gewaltigen Burg zusammengeführt. In den Schichten dieser Steinmaße erhob sich alsbald eine kleine Stadt, denn das war nun im Mittelalter so: wo sich eine Hofhaltung etabliert hatte, da war Friede und Nahrung. So glaubte man wenigstens.

All zu reichlich wird in Jever die Nahrung vom Hofe nicht gewesen sein. Es waren allerdings drei Gauen, die dem Dynasten in Jever huldigten, Küstringen links von der Jade, Westlingen und Wangerland, allein miteinander umfaßten sie doch nur sieben Quadratmeilen. Doch dieses Land ist Marschland, das dem ägyptischen Delta an Fruchtbarkeit um nichts nachsteht. Wo aber der Bauer Geld hat, da hat es auch die nächste Stadt. Wohlte der Hof in Jever sich einschränken müßten, die Stadt Jever dürfte über Mangel nicht klagen.

Auch über die Störung des Friedens nicht. Dem Schloße war ein Thurm aufgesetzt worden, von dem aus das ganze Land zu überschauen war. Dort flammten die Feuer auf, wenn Gefahr im Verzuge war. Und jedesmal war der Herrmann rechtzeitig besonnen, und jedesmal konnte der Feind deswegen verjagt werden. Und Wälle der Stadt Jever sind darum auf ihre Stärke nie erprobt worden. Woher aber der Feind, da doch nordwärts, südwärts und südwestwärts das Meer rauschte! Es war der Friesen im Westen, der den Friesen im Osten un-ablässig besetzte und umgekehrt. In Friesland war es nicht anders wie im übrigen Reiche. Die besten Kräfte wurden im Kampfe mit den Nachbarn verendet.

Im August des Jahres 1418 geschah es, daß zwei Männer in der Burg zu Jever einander gegenüber standen, der Landesherr und ein Gast aus dem Friesenlande jenseits der Jade. Sibeth Papinga lebt noch heute in dem Gedächtnisse seines Volkes: lang die Beine, breit die Schultern, groß die strengen Züge des Angesichtes, groß die starren, blauen Augen, groß die Fülle des graublonden Bartes. Es schien, als ob er auf das Land hinausschaue, das wie ein Garten Gottes vor ihm lag, in Wirklichkeit aber überlegte er nochmals die Antwort, die er seinem Gastfreund zu geben hatte. Und nun wandte er das Gesicht, und mit harter, tiefer Stimme erwiderte er:

„Junter Gerold Lübben von Rodentirchen, ich bin Dir immer gewogen gewesen. Dein Vater war mein treuester Kampfgenosse, und Du bist ein tapferes waderes Blut. Meine Tochter aber kann ich Dir nicht geben. Nicht weil ich groß bin und Du klein bist. Nein, das nicht. Dein Vater und ich haben immer gehofft, Euch einstmals Seite an Seite zu sehen. Jetzt darf ich diesen Wunsch nicht mehr hegen. Ich bin ein freier Fries, Du aber hast zu dienen. Eine Tochter aus dem Hause Papinga kann wohl einem Ritter angehören, der arm an Land und Leuten ist, niemals jedoch einem Mann, der zu gehören hat. Und Du stehst gar unter dem Befehle des Rathes der Stadt Bremen.“

Schweigend hatte der Junter die Rede angehört. Wohl arbeitete die Brust in höchster Erregung, wohl wechselte die Röhre mit der Bläse auf seiner Stirn, aber seine Willenskraft war doch stärker als seine Leidenschaft und somit vergaß er nicht, was er dem Vater des Mädchens seines Herzens schuldig war.

Ritter Sibeth Papinga, Ihr urtheilt hart. Ja, wir sind besieg worden, aber dem friesischen Namen haben wir keine Schande gemacht. Wir haben tapfer gekämpft, und nur die Notwendigkeit hat uns erdrückt. Es kommt ja gar nicht anders sein; auf uns selber haben wir ganz allein kein friesischer Dynast trat für uns ein. Ihr auch nicht, Ritter Sibeth Papinga! Aber andere Zeiten werden kommen, wenn die Friedeburg gebrochen ist. Junter Gerold von Rodentirchen, die Jwingburg bei Alens muß über-wältigt werden. Du und Dein Bruder die Dide bedürfen dazu keiner Hilfe. Und ist Euch das gelungen, so komme wieder zu mir. Mit Freude und mit Stolz werde ich Dir mein Kind in die Arme legen, die freie Friesentochter dem freien Friesenritter. Und nun gehe hinunter zu Sibetha; sie wußte, was ich Dir zu sagen hatte.“

Lange wandelten Gerold und Sibetha auf den Wegen des Burggartens hin und her. Das Herz war voll, aber der Mund blieb still. Was war da auch zu reden? Sie waren beide Kinder ihrer Zeit, die noch grausamer als die des dreißigjährigen Krieges war. Gemüth ging Gerold einen ersten Gang, aber das war nun einmal so: „Und seht Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein.“ Seufzer und Thränen hatte die Papingatochter nicht.

Und dann kam die Stunde des Abschieds. Papinga reichte dem Junter die Rechte und schweren Tones mahnte er: „Gerold, vergiß den alten friesischen Spruch nicht, zu dem Deine Väter sich stets bekant haben: „Lever dood as Slav.“ Da rechte der Junter seine krafttrogene Gestalt, und fest erwiderte er: „Ihr seht als freien Ritter oder nie mich wieder!“ Und nun neigte Sibetha ihr weißblondes Haupt auf seine Schulter, die Augen schimmer-ten wie über die Lippen: „Mein Gerold — getreu bis in den Tod.“

Das Küstringer Land zwischen der Weser und der Jade war nach schwerem Kampfe von den Bremern in der Nothwehr bezwungen worden. Durch das Friesenland führten keine Landstraßen, die dem Handel dienten. Das Raubritterthum im Sinne des Strauchritterthums konnte dort also nicht aufkommen. Aber auf der Wasserstraße der Weser schwammen gar kostbare Kaufmannsgüter. Jedes bremische Schiff konnte erwarten aus dem Schilfe heraus von friesischen Raubbooten angefallen zu werden. Es blieb nichts anderes übrig als das Küstringer Land zu erobern, wenn Bremen nicht aufhören wollte eine Seestadt zu sein. Der Feldzug führte auch zum erwünschten Ziele. Und dann wurde eine Burg erbaut, die Küstringer dauernd niederzuhalten. Die Bremern nannten sie Friedeburg, in Friesland hieß sie anders.

Die Friedeburg war nur durch einen Leberfall zu gewinnen. Aber auch für eine Lebererhaltung reichten die Kräfte der Brüder Dide und Gerold von Rodentirchen kaum aus. Auf Hilfe durften sie nicht rechnen, denn der friesishe Adel war in den ewigen Kämpfen mit Bremen aufgerieben worden, und die Bauern waren erst zu haben, wenn ein Erfolg vorlag. Trotzdem entschlossen sie sich zur That. In der Nacht zum 25. September standen sie vor der Friedeburg. Es gelang ihnen auch, unbeachtet die erste Mauer zu übersteigen. Dann aber schlugen die Hunde an, und das Wächterhorn erscholl vom Thurm. Das Unternehmen war gescheitert. Ein Vorwärtsschritt war unmöglich und ebenso ein Rückwärtsschritt. Eingeschlossen auf dem Burghof harrte das Häuflein dem Morgen entgegen. Dann ein kurzes, verzweifelltes Ringen. Wohl sank der Kommandant der Burg unter den gewaltigen Streichen Dides dahin, aber darauf war auch alles vorbei. Dide und Gerold und mit ihnen zwanzig Genossen waren gefangen, die anderen lagen blutig und bleich an der großen Burgmauer, wo die letzten Schläge gefallen waren.

Zwei Tage darauf wurden die Gefangenen zu Schiff in Bremen eingebracht. Kopf an Kopf gedrängt stand die Bürgererschaft in den Straßen, ein Schauspiel zu genießen, das ihr noch nie geboten worden war. Mörder und Diebsgänel unter der Hut der Fischer sah sie öfters, die jetzt aber tommen sollten, waren wilde, verwegene Gefellen die als bremische Unterthanen gewagt hatten, gegen die freie Reichsstadt die Waffen zu erheben. Freilich, wohin mochte ihr jeder Muth gekommen sein! Sie muhten an dem Roland vorüber, und das stumme Steinbild redete eine gar furchtbare Sprache. Und nun kamen sie: voran die beiden Ritter und dann die zwanzig Genossen. Die Brüder trugen noch das schimmernde Eisenband, den Helm und die Halsberge aber hatte man ihnen genommen, damit jeder-mann erkenne, daß sie bereits von dem Tode gezeichnet seien. Doch furchtlos und fest wandelten die Brüder ihre letzten Wege. Ja, sie trugen den Kopf noch höher als in ihren guten Tagen, und hochmüthiger und verächtlicher als wie bei einem Schaugepränge glitten ihre harten blauen Augen über die Krämer und Handwerker hinweg — sie waren und blieben Ritter bis zu ihrem letzten Augenblicke, und die Menge auf beiden Seiten war für sie nichts anderes als Bürgerpad.

Die Gerichte der damaligen Zeit arbeiteten rasch. Schon am andern Morgen standen Dide und Gerold mit ihren Getreuen vor dem Rathe der Stadt Bremen. Langer Verhandlungen bedurfte es nicht. Die Friesen waren Rebellen, und Blut will wieder Blut. Hängen durfte man die Junter nicht, und also ließ man es auch bei den anderen beim Schwerte bewenden. Am andern Morgen sollte das Urtheil vollstreckt werden.

Ganz Bremen war auf den Beinen, als das Armeelüderglöckchen vom Ansgarthurm herab zu wimmern begann. Es mußte ja ein Schauspiel ganz besonderer Art sein, friesishe Ritter unter dem Schwerte sterben zu sehen. Im Rathhause war der Rath vollständig besonnen. Das war seines Amtes nach den Vorschriften des Gesehts. Aber auch unter den hochmüthigen Herren war nicht einer, der eine leise Regung von Theilnahme empfand. Die da herben sollten, hatten an der Hoheit des Staates gefrevelt,

## Katonisch.



„Sie haben also meine Tochter so gern und — besitzen Sie Vermögen?“  
„Nein, nichts!“  
„Na, schön! Dann können Sie mich auch gern haben!“

und ein solches Vergehen dürfte kein Erbarmen werden.

Dide als der ältere der Brüder, sollte zuerst enthauptet werden. Keine Miene seines Gesichtes zeigte, als ihm das schöne Herrenhaar aufgebunden wurde; die Farben auf seinen Wangen erloschen nicht, und kalt schaute er auf den jubelnden Mob nieder, der nicht früh genug seine Opfer haben konnte. Und nun sah er auf dem Richtstuhle, und das Schwerdt bligte. Ein Geheule sondergleichen umtoste die Blutfäße; die Bestie im Menschen konnte sich fügen. Doch schon im nächsten Augenblicke erstarb der satanische Lärm. Dort oben auf dem Schaffott vollzog sich eine Szene, die auch den verrohtesten Naturen an die Nieren griff. Gerold nahm dem Henkerstechte das blutende Haupt aus den Händen und küßte die bleichen Lippen seines Bruders.

Der Rath im Saale sah stumm und starr. Dann aber sprangen einige der Herren empor, um eine Verathung des unerhörten Zwischenfalles zu fordern. Der Bürgermeister lehnte sich also zum Fenster hinaus und gebot dem Henker in der Exekution einzuhalten. Die Herren waren bald einig. Der Bürgermeister erschien abermals am Fenster und mit bewegter Stimme rief er zu dem Blutgerüste vor dem Roland hinüber: „Junter Gerold von Rodentirchen! Eure Bruderliebe hat den Rath der Stadt Bremen gerührt. Ihr sollt jeder Strafe ledig sein, wenn Ihr ein Bremer Bürger werdet und eine Bremer Bürgerstochter heirathet. Die höchsten Ehrenstellen der Stadt stehen Euch dann offen.“ Gerold schloß die Augen. O Gott, das Leben ist doch schön! Doch schon im nächsten Augenblicke war diese Schwäche überstanden. Vor seinen Augen tauchte das Bild der stolzen Papingatochter auf, und seine Ohren vernahmen nochmals das hingehauchte Wort: „Getreu bis in den Tod.“ . . . Nein, auch er hatte die Treue zu halten, und wenn gestoren werden mußte, so hatte er wie der Sohn eines friesischen Edelmannes zu sterben. So erwiderte er denn mit harter, schneidender Stimme: „Ich bin ein edler, freier Fries. Eure Schutz- und Belohnungsdichter mag ich nicht. Wollt Ihr mir aber die Freiheit geben, so will ich Euch dafür eine Kanne Goldgulden zumeßen.“

Jetzt war die Spannung auf's höchste gestiegen. Schier athemlos harrte das Volk der Entscheidung des Rathes. Im Sitzungssaale der hochmüthigen Herren aber plähten die Geister hart aufeinander. Die jungen Mitglieder des Rathes behaupteten, der Junter habe wie ein Bruder gethan und wie ein Ritter gesprochen. Wer selbst vor dem Richtschwerte seine Anschauungen nicht verleugne, sei der höchsten Achtung werth. Ehrensache der Stadt Bremen sei es somit, ihn in Friesland ziehen zu lassen. Da meldete sich ein achtzigjähriger Rathsherr zum Worte. Er war blind und hatte also den Bruderkuß nicht gegeben; er war aber nicht taub, und darum hatte er die Herrenantwort des Friesen sehr wohl gehört. Nun grölte es wie ein Donner zu den jungen Herren hinüber: „Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Meint Ihr, der Junter werde jemals den blutigen Bruderkuß vergessen? Jeder Kern in ihm gliht im Bürgerhase. Eine Kanne Goldgulden bietet er Euch, weil er glaubt, uns Kaufleuten sei alles feil. Empfendet Ihr das Schimpfliche dieses Anerbietens nicht? Und schämt Ihr Euch nicht, daß er es wagt, in Euren Töchtern und Schweestern Euch graufam zu verhöhnen? Wahrlich, ich sage Euch, dieser Fries muß sterben, wie sein Bruder gefordert ist.“ Die Rathsherren sahen still und stumm. Dann trat der Bürgermeister an's Fenster und winkte. Auch Gerolds Haupt fiel.

Im folgenden Frühjahr wurde in allen jeberländischen Häfen eifrig ge-rüftet. Einen Nachrichtenbericht gab es damals nicht, und somit erfuhr man in Bremen nichts von diesen Vorbereitungen. Und dann schwammen eines Tages 120 Schiffe auf den Wäffern der Jade. Der Kurs ging gegen die Wesermündung. Die Friedeburg wurde im Sturm genommen und dem Erb-

boden gleich gemacht. Küstringen zwischen der Weser und der Jade hatte seine Freiheit wieder. Das war die Rache Sibeth Papingas.

Sieben Jahre später verschied in Jever die jugendliche Lebtistin des dortigen Klosters der Karmeliterinnen. Im Leben dieser Welt hatte sie einst Sibeth v. Papinga geheissen. Man sagte, sie sei an einem Herzleiden gestorben, man sagte auch, ihr letztes Wort, leise wie ein Hauch, habe gelautet: „Getreu bis in den Tod — mein Gerold.“

## Wetterer.

Ihr Herr Gemahl ist wirklich ein guter Herr, gnäd' Frau! Seinen alten Leberzieher hat er mir versprochen, er will sich einen neuen machen lassen.“ „So? — Da schiden Sie doch Ihre Frau zu mir, ich will ihr mein Herbstjackett schenken!“

## Aus dem Examen.

Professor: „Können Sie mir, Göthe, sagen, wo die Judith dem Holofernes den Kopf abschnitt?“  
Prüfmaner: „Ja, wohl, am Halse.“

## An der Table d'hoie.

„Wer ist eigentlich der einfilbige Herr dort drüben?“  
„Das ist der neue Vierwaldstätter-seelionschraubendampferattengesellschaftsburaworbesier!“

## Ein Schwuor.

„Wissen Sie, ich habe immer Bed. Wenn wir wirklich mal ein Stein vom Herzen fällt, dann fällt er mir auf die Hüheraugen!“

## Schast.

A.: „Hat sich denn der pensionirte Herr Kanzleirath schon an das Privatleben gewöhnt?“

B.: „Noch nicht recht, er schläft jeden Vormittag ein, als ob er im Bureau wäre!“

## Immer geschäftlich.

Herr: „Ich komme, Sie um die Hand einer Ihrer Fräulein Töchter zu bitten.“

Cigarrenfabrikant: „Zehr wohl, reichlichen Sie die Abgelagerte, die Mittelkarte, oder die aus der Pension Importierte.“

## Der kluge Bauer.

Minister (zu einer Bauerndeputation): „Ihr Bauern könnt verächtet sein, die Regierung will nur Euer Bestes.“

Sprecher (der Deputation): „Schon recht, Excellenz, aber wir wollen's eben mit hergeben.“

## Aus der Töchterkule.

Lehrerin: „Wir wollen jetzt subtrahiren. Ich habe 95 Jahren und ziehe 13 davon ab. (Ein Mädchen lächelt.) Warum lachst Du, Anna?“  
Anna (Tochter eines Försters): „Fräulein können ja gar keine Haken abziehen!“

## Alles umsonst.



„Mein, wie man sich ärgern muß, Frau Nachbarin! . . . Da hab' ich, um meinem Mann das Wirthshausgehen auszutreiben, sein einziges Paar Stiefel unterer Hausgiraffe auf die Hörner gebängt — und was thut er? — Einen Affen hat er sich abgerichtet, weil er selber zu dick ist, um zu klettern, und das Vieh wirft ihm nun die Stiefel nieder runter!“